

Zwei infulae aus altchristlicher Zeit.

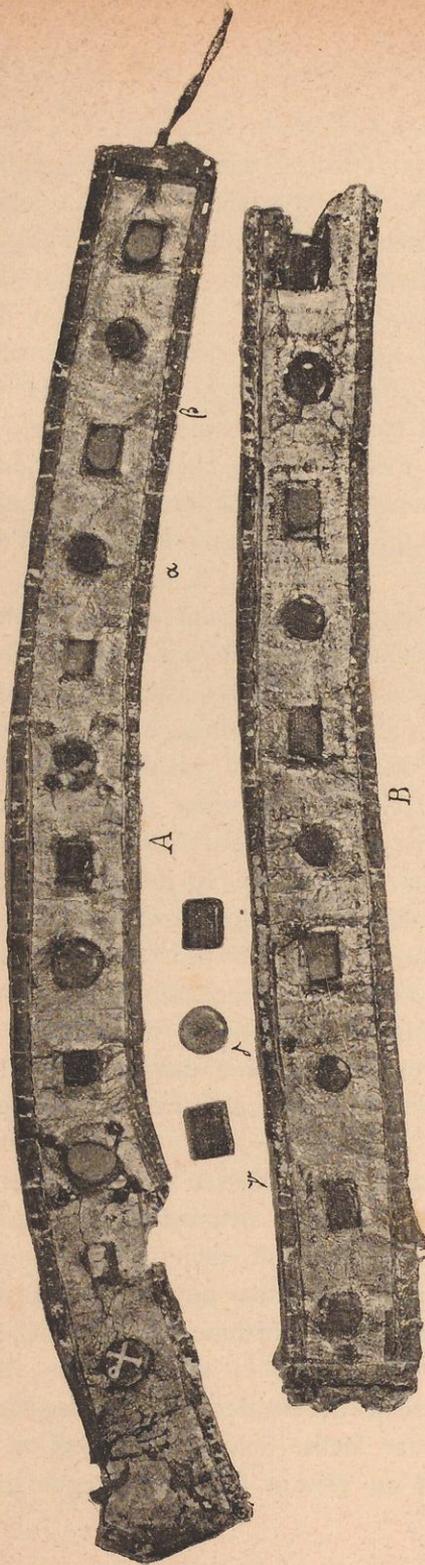
Von Dr. Heinrich Swoboda.

Das Studium der Paramantik wird gegenwärtig an der Hand der Monumente und darum wol gründlicher und erfolgreicher, als es jemals früher der Fall war, betrieben. Niemand fürchtete hiebei, dass der Geist gesunder Forschung von den Monumenten beengt werde, denn gewiss wird auch hier die letzte befriedigende Antwort eine That des glücklich combinirenden Geistes sein.

Bevor wir aber so weit sind, mag die genaueste Behandlung der betreffenden Monumente die führende Rolle behalten; weshalb wir auch hier ein höchst merkwürdiges Doppelstück vorlegen, uns aber für heute mehr mit der Wiedergabe des Originalbefundes begnügen wollen.

Diese beiden vergoldeten Lederstreifen sind im Besitze des durch seine grossartigen Textil- und Portraitsfunde bekannten Herrn Theodor Graf in Wien. Schon seit längerer Zeit mit dem Studium dieses Paramentes beschäftigt, legten wir es im Jahre 1898 in der theologischen Section der Leo-Gesellschaft vor, wobei wir eine neue Ansicht über den Ursprung der kirchlichen Paramente aussprachen; dieselbe ist in den Mittheilungen der Leo - Gesellschaft 1898 N. 9 auszugsweise wiedergegeben, und hiebei wurde auch die grosse Oeffentlichkeit auf das unpublicierte Stück zum ersten Mal aufmerksam gemacht. Im vorigen Jahre hat Vopel, Die altchristl. Goldgläser, auf S. 79 eine erste Abbildung der Stücke geboten und auf S. 80 Note 1 kurz beschrieben.

Es sind eigentlich zwei, und zwar ungleich lange Lederstreifen, von denen A $37\frac{1}{2}$ cm, B 32 cm lang ist, während beide eine gleiche Breite von $3\frac{1}{2}$ cm aufweisen. Für den ersten Augenblick scheinen es wol die beiden ungleichen Hälften eines und desselben Stückes zu sein, jedoch belehrt eine eindringende Autopsie bald über den wahren Sachverhalt.



Gegenwärtig etwas erstarrt und brüchig geworden, waren sie ursprünglich gewiss schmiegsamer, woraussich auch bei A die gebogene, nun steif gewordene Form erklären mag. Das Material ist Leder, das auf der Vorderseite vergoldet wurde und ein Zwischenfutter aus Papyrus enthält. Ein roh zerschnittener Leinwandstreifen wurde wol zum Schutze dieses Papyrus erst in neuerer Zeit aufgeklebt. Das Gold auf der Vorderfläche hat einen schönen warmen Ton und wurde mit Blattgold aufgelegt, dessen Ränder noch an den Endstellen beider Stücke in Folge einer flüchtigen Arbeit gut zu erkennen sind. Längs des Randes halten festgenähte Lederstreifchen von roter Farbe die Vorder- und Rückseite zusammen.

Aus der Lederoberfläche sind viereckige und runde Löcher geschnitten, durch welche verschiedenfarbige Glaspasten hervorschauen die ungefähr 2–3 cm weit von einander abstehen. Deren Farben sind blau in zwei Nuancen, ein mehr durchsichtiges, dunkles, und ein liechteres aber opakes Blau. Grün ist nur in einem Ton aber auf acht Stücken zu sehen, von denen 2 herausgefallensind;

Rot ist dadurch hergestellt, dass hinter einem farblosen Glasstück ein kleines Stück roten Tuches oder rote Fäden, die nicht genauer untersucht werden können, angebracht wurden. Nach elf solchen Schmucksteinen oder Glaspasten zeigt der Streifen A ein Goldglas mit dem vereinfachten Monogramm Christi, wie dasselbe von der Mitte des vierten Jahrhunderts an bekannt ist. Dann kommt die Bruchstelle, bei welcher einige Fragmente verkehrt eingeklebt sind und einen ähnlichen Verlauf für die andere nicht erhaltene Hälfte des Bandes annehmen lassen. Bei flacher Lage beider Streifen zeigen sich an ihrer Oberfläche kleine Falten, welche aber verschwinden, sobald das Band kreisförmig gespannt wird, wodurch gewiss auch der Schluss auf eine ähnliche Lage bei der ursprünglichen Verwendung gerechtfertigt erscheint.

Dass wir es mit zwei Bändern, und nicht mit den getrennten Resten eines Bandes zu thun haben, schliessen wir aus den in's Leder eingepressten Ornamenten, welche die Glaspasten umrahmen, aber auf A und B verschieden geformt erscheinen. Sie sind mit der Stanze hergestellt, ziemlich sorgfältig und charakterisch gearbeitet, aber auf dem Streifen B schärfer eingepreßt. Ausser diesen viereckigen Umrahmungen haben zwei Pasten auf A und eine derselben auf B noch ein anderes Verzierungsmotiv in je vier Löchern, die, diagonal entgegengesetzt, in das Leder eingeschnitten sind. Auf A wurden aber runde, auf B längliche Löcher gearbeitet und ursprünglich wol durch Glasperlen ausgefüllt. Die Zusammengehörigkeit beider Streifen zu einem Bande dürfte durch alle diese Beobachtungen entschieden abgelehnt sein. Wenn das Goldglas die Mitte markirt, wäre von B etwas weniger als die Hälfte, von A mehr als diese erhalten.

In gleicher Weise aber waren beide Bänder zum Gebrauche durch Lederriemchen eingerichtet, von denen sich bei A eines noch, wahrscheinlich jetzt kürzer als früher, mit dem alten Knoten erhalten hat, während der Streifen B an seinem unversehrten Ende noch das entsprechende Loch zur Aufnahme eines solchen Riemchens aufweist.

Sehr auffällig sind unmittelbar neben dem umgeschlagenen Rand an jedem der beiden Bänder kleine Schnittstellen (bei α , β und γ , δ) also je zwei, aber nur an einem Rand und gegen das

Endstück des ganzen Bandes zu angebracht. In diesen Oeffnungen ist jetzt nichts zu finden, aber sie waren offenbar zu einem besonderen Zwecke bestimmt. Perlen waren dort nach dem ganzen Aussehen der Stelle nicht eingefügt, ganz abgesehen davon, dass sich die Schnitte am entgegengesetzten Rande nicht wiederholen.

Was aber hiefür anzunehmen ist, erscheint klar, sobald der Zweck des Bandes festgestellt ist. Herr Graf dachte ursprünglich an einen Ledergürtel, eine Annahme, die schon durch die Zartheit des ganzen Bandes hinfällig erscheint. Ein solcher Gürtel, dazu mit noch schwächeren Riemchen gebunden, kann nichts tragen, sondern scheint eher Zierzwecken gedient zu haben. Ich legte mir den längeren Streifen um den Kopf und war erstaunt, das Goldglas mitten über der Stirn zu haben, sobald das Riemchen die Mitte des Hinterhauptes erreicht, welche Annahme Vopel in seiner Schrift über die Goldgläser theilt. Damit waren aber auch die kleinen Einschnitte bei α , β und die entsprechenden Stellen auf B klar: sie kaben Zierstücke, Dependenzen, vittae, an Kettchen oder Fäden hängend enthalten. Dadurch erklärt sich auch ungezwungen das bloß einseitige Vorkommen der Hängeöffnungen.

Es dürfte also kein Zweifel sein, dass wir es hier mit den ersten zwei Originalinfulae aus altchristlicher Zeit zu thun haben. Für den eigentlich liturgischen Gebrauch scheinen sie wol zu wenig kostbar, vielleicht auch nicht exact genug gearbeitet zu sein, obwol die immerhin auffällige Vergoldung des Leders sehr gut an das *πέταλον χρυσοῦν* erinnern könnte und eventuell ein billiger Ersatz hiefür gewesen sein kann. Ein bloß profaner Gebrauch, vielleicht sogar als Kopfbinde einer Frau ist nicht ausgeschlossen, obwol wir nicht glauben, es sei für Vopel ein besondere Notwendigkeit vorhanden, eine hoch entwickelte Damenfrisur für die Erklärung des weiten Masses dieser Kopfbinde anzunehmen. Eher würden wir glauben, genüge ein Schleier, über das Haupt gelegt, der durch solch eine infula fest gehalten war.

Schliesslich kommt es auf dieselbe Sache hinaus; denn vor dem unmittelbaren Uebergang zur liturgischen infula resp. mitra stehen wir damit zum Mindesten. Die Fundgeschichte des unzweifelhaft echten Stückes ist freilich, wie bei den meisten Objecten von Theodor Graf, nicht mehr zu constatiren, jedoch

haben frühere Textilien im selben Besitze einen ausgeprägt liturgischen Charakter gehabt. Herr Graf besitzt nicht nur das von mir seiner Zeit publizierte und reconstruirte einzige altchristliche Tetravelum, sondern hatte auch mehrere Decken, die in Uebereinstimmung mit den Ravennatischen Mosaiken sich als *vestes altaris* darstellten. Letztere sind jetzt leider nach England verkauft. Unter ihnen war ein höchst merkwürdiges Leinenstück mit Nilschlüssel, in dessen Ring das constantinische Monogramm eingewebt war, alles in Purpur gearbeitet, worüber ich zum Schlusse einige Bemerkungen anknüpfe. Zugleich aber sah ich damals ein für unsere *infulae* merkwürdiges Gewebe.

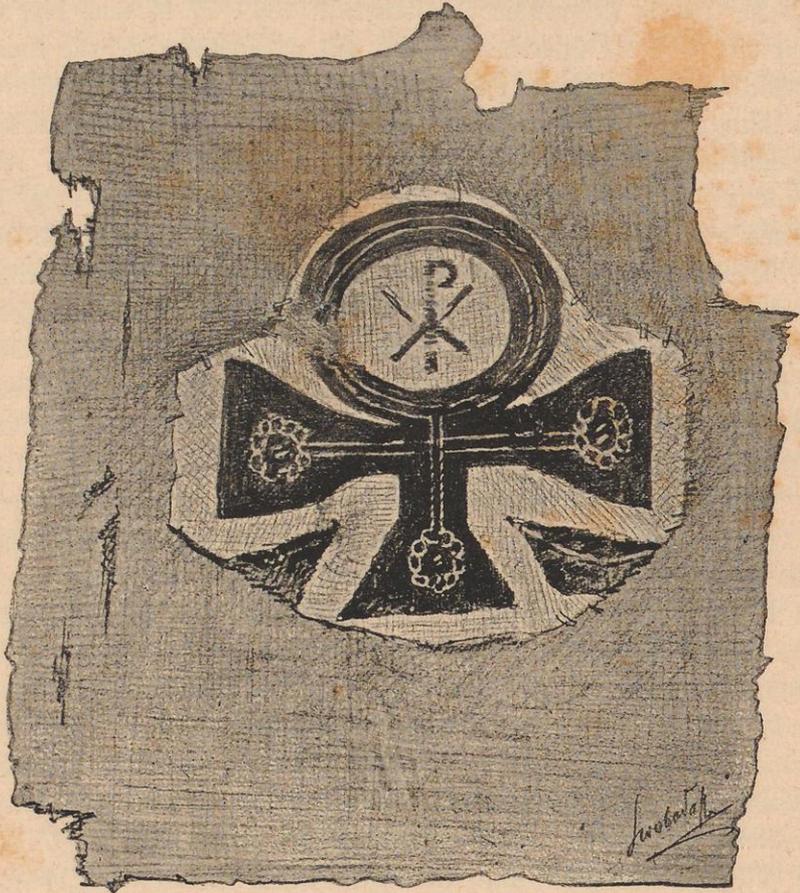
Schleierartig dünn, aber doppelt gelegt war es ein länglicher Streifen, ohne jede Steifheit. In der Mitte dreieckartig erhöht, trug es daselbst ein aufgenähtes Kreuz. Es wäre aber sehr gut denkbar, dass das dünne Gewebe mit Stärke gesteiht, wie die altaegyptischen Kuffien es sicher waren, und als Kopfbinde verwendet, ebenfalls das Kreuz mitten über der Stirne zur Geltung brachte, wie unsere *infula A* an derselben Stelle die *crux monogrammatica* zeigt. Auch die Zizia der koptischen und armenischen Frauen wäre hier zu erwähnen, die aus Stoff oder einem Schleier in ganz ähnlicher Form gearbeitet ist, mit Stickereien, Gold- und Silberfäden, Perlen und Brillanten geschmückt.

In beiden Fällen ist aber die Betonung der Mitte resp. des Stirntheiles sowohl durch das aufgenähte Kreuz, als auch durch das Kreuzmonogramm sehr zu beachten. Bei der Entwicklung der liturgischen *infula* hätte die Hervorhebung des Mittelstückes einerseits schon durch solche Vorgänger angeregt sein können. In der modernen *Mitra pretiosa* hat sich auch der Gemmenschmuck ganz so auf dem *infula*-Streifen erhalten, wie es hier die alten Glaspasten andeuten. Und anderentheils ergibt sich die Doppelstellung der *cornua* an der Bischofsmitra ungezwungen durch eine Steifung der Haube, die, flach aufgelegt, ein viereckiger, fast quadratischer Leinensack war, wie wir dies an der *Mitra* des aquilejensischen Patriarchen Bertrandus († 1350) in Udine constatiren konnten, ähnlich wie es Wüscher-Becchi und Braun annehmen. Es waren in jenem Leinensacke bloß zwei nach oben dreieckig zulaufende Pappendeckel eingelegt und aus der sackartigen Haube, der eigentlichen *Mitra*, hatten

sich somit die cornua und das scheinbare Zwischenfutter von selbst gebildet. Der infula-Streifen längs des unteren Randes solcher Mitren erinnert an die hier publicirten infulae, deren Aufgabe es ursprünglich war, die eigentliche Haube oder das lose Mitra-Tuch am Haupte festzubinden. Sie hingen nach rückwärts verlängert hinab oder trugen nach Art alter Kronen (cf. St. Stefanskronen) Dependenz als Abschluss nach unten. Die Mitra-Studie von Wüscher-Becchi (Römische Quartalschrift 1899, 77 ff) setzt hier ein, nicht nur, weil sie übereinstimmend mit unserer Ansicht die Einzelbestandtheile der Mitra erklären hilft, sondern weil sie mit der Erwähnung des Nackenschutzes der ornamentalen Wirkung solcher Dependenz erhöhte, allerdings realistische Bedeutung verleiht. Aber gerade diesen realistischen Zug, der manchen befremden mag, begrüßen wir, weil er die Brücke zu der Hypothese abgiebt, die über den letzten Ursprung nicht nur der Mitra allein überraschenden Aufschluss zu geben vermag. Schon bei der ersten Publikation jener von mir bestimmten altchristlichen infulae konnte dieser Grundgedanke, der mit Wilperts Paramentenstudien wie mit Wüscher-Becchi, sie nach rückwärts ergänzend, harmonirt, ausgesprochen werden. Es bleibt nach den gewiss tüchtigen Paramenten-Forschungen der letzten Zeit noch immer unerklärt, wie man, und zwar in der ganzen Kirche des Orientes und Occidentes, dazu kam, eine solche liturgische Kopfbedeckung zu wählen, die ursprünglich nichts anderes als Haube und Band gewesen sein soll. Die lateinische wie die griechische Mitra weisen auf eine solche gemeinsame Urform zurück, deren einzelne Bestandtheile sie kaum als einen besonderen Kopfschmuck gerade zur Zeit ihrer vermutheten Aufnahme in die Kirche erscheinen lassen. Im profanen Kostüme hat sie ja diese ornamentale Entwicklung nicht genommen, sondern blieb das Strassen- oder Reisekleid, wie es der „mitra velatus Arabs“ heute noch trägt. Aus dem pileus erklärt sich nur die Tiara, deren „totale Verschiedenheit“ von der Mitra schon Wüscher-Becchi mit Recht betont, wofür die Icona Vaticana einen genügenden Beleg giebt. Die heutige Mitra kann sich nur aus einem kombinierten Kopfbund entwickelt haben, deren spätere einheitlich verwachsene Form man natürlich nicht mit P. Braun schon in früherer Zeit suchen darf.

In der fraglichen Periode, gewiss vor dem IX. Jahrh., genügte

es, wenn das Haupt mit einem Linnen nach Art des Humerales bedeckt und letzteres durch ein aurifrixium oder eine sonstige infula festgehalten war. Ob darunter noch als Schweisshaube eine Pileolus-Art getragen wurde oder nicht, dürfte weniger wesentlich sein. Wenn aber die Stelle 2 Mos. 12. 11 einen Zusammenhang mit wichtigen Paramenten annehmen lässt und bekanntlich auch die paenula das antike Reisekleid ist, wäre auch für einen solchen Kopf-



bund, falls er jemals liturgisch verwendet wurde, ein nicht bloß realistisches Motiv gefunden, das jedenfalls nach Bickels genialer Entdeckung über den Zusammenhang von Messe und Paschafeier wenigstens für die ersten Jahrhunderte glaubwürdiger klingt, als irgend eine andere Parallele mit jüdischem oder heidnischem priesterlichem Kopfschmuck.

Dass nicht alle auszeichnenden profanen Costümstücke in den liturgischen Bestand übergangen, kann vielleicht das erwähnte Nilschlüsselfragment dartun, das wir S. 52 nach einer damals mit Erlaubnis des Herrn Graf angefertigten Zeichnung publiziren. In ein fast rundes Stück Leinwand von 12 cm Durchmesser ist der purpurfarbige Nilschlüssel, auch bekannt als die Hieroglyphe für Leben, eingewebt. Im Ring dieses kryptographischen Kreuzes ist, etwas beschädigt aber unzweifelhaft, das constantinische Monogramm zu sehen; die drei übrigen Balkenenden haben als Binnenornament zwei parallel geführte Streifen aus weissem Zwirn und verlaufen in den Enden selbst als eine Art flach verschlungener Dornenkrone. Aus der Leinwand fehlt zwischen den Kreuzbalken rechts und links ein länglicher Zwickel. Denkt man sich dessen Ränder aneinandergelegt, so musste in der ursprünglichen Verwendung eine Art Halbkugel sich gebildet haben, wofür wir keinen andern Platz wüssten, als den Apotropaion auf der Achsel.¹ Wir denken hier unwillkürlich an ein archäologisch bisher zu wenig beachtetes Werk, das Lukasbild aus s. Maria Maggiore, wo die Mutter Gottes auf ihrer rechten Achsel einen Stern trägt, der sich aus ähnlichen Monogramm-Motiven entwickelt haben muss. Dies Bild kann kaum 100 Jahre später als unser Nilschlüssel entstanden sein und dürfte wohl als Beweis dafür gelten, dass eine abergläubische Verwendung solcher Apotropaia nicht der Grund war, sie von der Uebernahme auf liturgisches Gebiet auszuschliessen; hat man doch die mappula, welche Maria in ihrer Linken hält, in die Pontifikalkleidung aufgenommen. Ein zwingender Beweis liegt darin wohl nicht, aber zur Vorsicht mahnt es, die liturgische Kleidung allein aus profanen Ehrenzeichen abzuleiten. Noch mehr bestimmende Gründe hiefür hoffen wir demnächst in einer Gesamtdarstellung dem Urtheile der Fachgenossen vorlegen zu können.

¹ Später wurde dieses Stück aus dem Kleide ausgeschnitten und mit groben Stichen auf ein Leinentuch aufgenäht, mit dessen Ueberresten es im Wüstensande conservirt aufgefunden wurde. Dieser Nilschlüssel war für uns auch seinerzeit (Ehrengabe de Rossi's S. 95) die Veranlassung, im Mittelstück des Tetravelums ein solches Ornament zu ergänzen, wofür auch die Raumgrenzen entschieden sprechen.